



# Weihnachtszeitung

des

## Verbandes der Hausangestellten Deutschlands

Herrgott, die Saaten segne  
Mit deiner milben Hand,

Weihnachten 1917

Und gib uns Frieden, Frieden  
Im weiten deutschen Land. Storm.

Redaktion: Wilhelmine Kähler, Berlin-Steglitz, Liliencronstraße 18.

### Weihnachtszauber — Weihnachtshoffnung!

Weiß nicht, was mich immer wieder  
Kinderfelig macht?  
Sind's die alten, guten Lieder  
Eurer Weihenacht?  
Sind's die Silbernistie, Kerzen,  
Ist's der grüne Baum?  
Oder spukt in meinem Herzen  
Noch ein längst begrabner Traum?

Ist's die Stimme meiner Kindheit,  
Die mir flüsterleis  
Von dem Segen sel'ger Blindheit  
Sanft zu sagen weiß?  
Ach, ich höre Schwerter klirren  
Kings in aller Welt,  
Lanzen blihen, Kugeln schwirren,  
Während die Trompete gekllt...

Dennoch: Weihnacht! Duft und Helle  
Strömt aus deinem Wort.  
Keiner Tage blutige Welle  
Spülte je dich fort.  
Ueber Gräfte, über Hügel  
Flammt dein buntes Licht,  
Und die Hoffnung hebt die Flügel  
Lächelnd voller Zuversicht.

Deine alten Lieder klingen  
In dies Labyrinth.  
Kinder jubeln, Kinder singen,  
Die die Zukunft find!

Städte fallen, Länder beben,  
Und durch Not und Tod  
Würgt sich feurig ein Gebot:  
Aus dem Tode sprieße Leben!

„Freie Volkszeitung“, Göttingen, Weihnacht 1916.

### Weihnachten 1917.

Wiederum ist ein Jahr im Zeitenfluge dahingegangen und immer noch ist der ersehnte Friede nicht gekommen. Gerade am Weihnachtsfest, wo die alte Weihnachtsbotschaft aufs neue „Friede auf Erden“ verkündet, empfindet die Menschheit doppelt schwer die Wirkungen des Krieges. Noch weiß keiner, ob der entsetzliche Völkerkrieg seinem Ende nahe ist, obgleich im Osten ein heller Stern verheißend winkt. Die Worte des einstmaligen Reichsfanzlers Dr. Michaelis, die er in Stuttgart vor begeisterter Menge am Bahnhof sprach: „Vor Weihnachten noch werden wir den Frieden haben!“ haben sich nicht erfüllt. Opfer an Gut und Blut müssen nach wie vor gebracht werden, Entbehrungen und Sorgen aller Art drücken schwer auf die Bevölkerung. Besonders die Lebensmittelfrage wird für die Arbeiterklasse immer schwieriger zu lösen. Es fehlt an vielen Bedarfsartikeln, daneben steht der Wucher in hoher Blüte. Wer heute nicht genug Geld in seinen Beutel tun kann, leidet bitterste Not.

Viel spricht man von der neuen Zeit, die nach dem Kriege kommen wird, und Versprechungen aus hohem Munde auf Aenderung des Dreiklassenwahlrechts zum preußischen Landtag sind wiederholt gemacht worden, und zurzeit wird bereits über ein neues Wahlrecht im Landtag beraten und heiß geht's dabei her, da die bevorrechtete Klasse nur ungern von ihren bisherigen Rechten etwas abgibt.

Wir Hausangestellte hoffen, daß diese neue Zeit auch uns die Gleichberechtigung mit der gewerblichen Arbeiterchaft bringen wird. Wir sind überzeugt, daß man von einer neuheitlichen Zeit gar nicht sprechen kann, wenn man die veralteten Gesindeordnungen nicht in die Kumpfkammer wirft. Wir erstreben mit Recht, daß die über uns verfügten Ausnahmebestimmungen (Gesindeordnungen) aufgehoben und das gleiche gewerbliche Recht, dem die übrige Arbeiterchaft untersteht, auch auf uns ausgedehnt wird. Wir erstreben und erhoffen ein Deutschland, das alle gesetzlichen Ausnahmebestimmungen, die gegen die große breite Volksklasse gerichtet sind, jene Volksklasse, die draußen und daheim ihre Pflicht tut, und Großes geleistet hat, aufhebt. Erfüllt ihr gegenüber auch die Regierung ihre Pflicht, dann muß das kommende Jahr uns einen großen Schritt nach vorwärts bringen, dann müssen vor allem auch wir Hausangestellte das nächste Weihnachtsfest als von der Gesindeordnung befreite Menschen feiern können.

### Bohnen und Speck.

Bei unserm Geographieunterricht war immer Festglanz. Der Unterricht gab der Phantasie Flügel, keine häusliche Aufgabe verkümmerte den Dorfkindern die Freude der Anschauung.

R . . . r . . . r . . . t!

Die Karte von Deutschland rollt herunter. Deutschland ist das Land der Sehnsucht, Deutschland ist der Gipfel aller Herrlichkeiten! Mein Schulkamerad, Jürgen Wieben, ist mal mit seinem Vater in Hamburg gewesen; sein Stiefel hat eine Stätte betreten, wo Dänemark nichts zu sagen hat. Jürgen Wiebens Stiefel war ein geweihter Stiefel.

Hans, mein Bruder, hat mal mit der Post ein Kistchen aus Leipzig bekommen, und Leipzig stand groß und breit darauf. Ich hatte die Beschreibung bisher für ein großartiges Gedicht gehalten. Nun stand Leipzig auf der Kiste, gedruckt stand es da, vom Leipziger Postamt darauf geklebt; es mußte also wohl wirklich eine Stadt dieses Namens, eine Stadt ihrer Lage, ihrer Geschichte geben. Jenwärts der Elbe mußte wirklich das große, das herrliche Land sein, von dem die Karte und „Perfetter“ erzählten.

Leipzig stand auf dem Kistenbrett, es war in Leipzig gewesen — es war ein dreimal heiliges Ding.

R . . . r . . . r . . . t!

Ich sitze vor der Landkarte von Deutschland.

Wenn man über die Elbe geht, kommt man ins Königreich Hannover hinein. Bei Harburg fängt es an; man geht nach Süden, dann kommt die Lüneburger Heide.

Hannover sieht rotbraun aus; ich muß immer denken, ganz Hannover sei blühendes Heidefeld.

Vor Jahren hat bei Hans Lerch ein Bauernsohn gedient, der daher stammte. Als er groß geworden, hat es ihm keine Ruhe gelassen, er hat den Wanderstab genommen und ist gen Norden gezogen. — Holtstein, Schleswig-Holtstein ist seine Sehnsucht, ist sein Ziel gewesen. Drei Jahre ist er bei Hans Lerch in Dienst gewesen; dann ist das bekannte Weh über ihn gekommen, da hat er sich aufgemacht und ist in seine Heimat zurückgekehrt.

Lüneburger Heide!

Glockenklang . . . ganz leise . . . him, him! Seine Tonwellen fließen über die Ebene zu dem jungen Menschen hin, der über die Heide geht. — Bei dem Klang bleibt er stehen, er lauscht; es sind die Klänge seiner Heimat.

Er geht weiter. Sum, jum!

Horch, wie die Vienen schaffen! — Düfte kommen wie Seufzer übergroßen Glücks. Sum, jum!



Warte nur! — Mutter wird dir die Königscheiben der fleißigen Leute vorlegen — warte nur bis zum Herbst!

Der Weg führt durch Tannenwälder. Ueber des Wanderers Haupt — Flüstern köstlicher Einsamkeit. Er wandert, das Alleinsein drückt ihn nicht, das Alleinsein macht ihn groß und froh.

Immer froher wächst seine Seele empor. Er jauchzt nicht laut, er jauchzt nur in Gedanken. Aber die Gedanken fliegen und kreisen in Wolkenhöhe, ja — seine Gedanken sind jungen Adlern gleich.

Er ist vor seinem Dorf. — Die Luft sendet neue Freuden. Der Duft, o, der Duft! Seine Gedanken fliegen.  
„Wie ist mir? Nicht es hier nicht nach Bohnen und Speck?“  
Seine Gedanken fliegen wie junge Adler.

Das Dorf liegt im grünen, feuchten Einschnitt eines Flußtales. Zu Anfang steht das Haus, das ihn gebar. Es hat lange auf den verlaufenen Jungen gewartet, nun wartet es nicht mehr. Die Linden haben ihn aufgegeben; aber die Eichen, die hohen Eichen, die alles übersehen, die sind getrost, die wissen, daß er zurückkommt.

Es geht gegen Mittag. Knechte schleifen mit müdem Gespann, die Pflüge „aufgeschlöpft“ — denn die Buchweizenfaat ist bestellt — so schleifen sie ins Tor. Es ist gleich Mittag. Der Tisch ist gedeckt, die Teller stehen auf ihrem Platz. Nur die Schmalseite ist frei, und auf den leeren Platz durch das offene Fenster ist ein Hedenrosenblatt geflogen.

Großvater sitzt im Lehnstuhl hinterm Ofen, er wartet. — „Gretchen“ — ruft er.

„Wat Grootvadder?“ — antwortet eine Stimme irgendwoher, wo die Küche sein wird.

„Wo wiet ist, Gretchen?“

„Glie!“

„Wat gewt?“

„Bohn und Speck.“

Der Alte schmunzelt, Bohnen und Speck ist sein Leibgericht. — Es ist auch Christians Leibgericht gewesen bis zu dem Tag, wo er davonging. Konnte zu Haus Bohnen und Speck essen, soviel er wollte, war aber ein Narr und ging in die Welt. So ein Junge!

Ja, so sind sie — murmelte er und bestiebt die blaue Ofenfliesenwand, die er schon so manchemal befehen hat. Da schweigt der reiche Mann, dem armen Lazarus lecken die Hunde die Schwären. „Gretchen!“ ruft er wieder.

„Wat Vadder?“

„Jek bön hungri.“

„Ja, Vadder, gliest!“

„Gretchen!“

„Wat, Vadder?“

„Wenn Kriskan, wenn de Jung hier weer, he mögt so geern Bohn und Speck.“

„Jo, Vadder, dat magst woll segn.“

So sprachen sie, und während sie sprachen, war ein junges, frisches sonnenverbranntes Menschengesicht am offenen Fenster erschienen und hatte sich, Lachen in den Nieren, weit hineingelehnt.

„Ist wahr?“ — fragte es plötzlich mit dumpfer Stimme.

Der Alte wandte sich um, sah und schrak zusammen.

„Ist wahr?“ — wiederholte der Mann. „Ist würkli wahr — Grootvadder? Gint Bohn und Speck?“

Der Alte war aufgestanden; er stützte sich auf den Tisch, so zitterte er vor Freude. Aber in seiner Stimme war er ganz ruhig.

„Ja, Kriskan, dat's wahr. Bohn und Speck. — Kom in, Jung!“

„Gretchen“ — rief der Alte in die Küche hinein — in der Stimme lag keine Bewegung — „Gretchen, nu is he dor to Bohn und Speck. Nu moß nan Teller bringin. Scholl'n wi of nog hebben?“

Ich sah vor der Landkarte, Perketter hatte ausgelesen. — „Bieviel Quadratmeilen hat das Königreich Hannover, wie viele Einwohner?“ — fragte er.

Ich wußte es nicht. Ich war, als Perketter las, mit meinen Gedanken nicht anwesend gewesen. — Ich war es auch jetzt nur halb, ich dachte immer an Kriskans Brief, den der aus Hannover an Hans Berch geschrieben hatte. — „Was wahr ist, muß wahr bleiben“ — hat er geschrieben. — „Die Frau kochte gut, und ich hab mich nicht beklagen können. Aber so, wie Bohnen und Speck zu Haus schmecken, taten sie bei euch in der Fremde doch nicht.“

Ximm Kröger: Neun Novellen. Quackborn-Verlag, Hamburg.

## Camille.

Eine Lazaretterinnerung.

„Allemagne ou France — c'est toujours la même chose . . .!“  
(Deutschland oder Frankreich — es ist ja immer die gleiche Sache!)  
Wenn ich diese Worte vor mich hinspreche, sehe ich wieder das Bild vor mir: das hellrote Ziegeldach des Reservelazarets, der grüne Garten mit den gestrichenen Bänken im Schatten. Die gelben Kieswege und die wandelnden, in blauweißem Leinen gekleideten Gestalten der Kameraden.

Vor mir steht Camille, das zerschossene Bein nur soweit auf dem Boden gestützt, als es die Erhaltung des Gleichgewichts erfordert, die Hände mir zugestreckt, eine Unterstreichung seiner Fragen, die schon so überzeugend sind, daß sich ihre Beantwortung erübrigt.

Das Artilleriekäppi hat er auf dem Hinterkopfe sitzen, sein blaßes Gesicht ist von befriedigter Intelligenz überleuchtet, um den scharf-geschlittenen Mund zuckt die Spottlust seiner Nase.

„Ist richtig? Ist richtig! C'est conflict toute capitalistel! Und le Sozialismen müsse sein konsequent . . .“

Dazu ist zu bemerken, daß Camille, weiland Tischler und ein unverfälschter Sohn Seinebabels zu seinem Leidwesen schon seit August 1914 gezwungen war, deutsche Gastfreundschaft zu genießen. Er war aus deutschen Lazaretten noch nicht viel herausgetommen; denn als seine Schußwunde geheilt war, begannen sich seine Nerven in einer Weise bemerkbar zu machen, die ärztlicher Hilfe nicht entraten konnte. Es war in dieser langen Zeit viel an ihm herumgedokktert worden, aber wohl kaum mit Erfolg; im Gegenteil, die Depression schien eher verschlimmernd auf seinen Zustand zu wirken. Dabei war er manchmal der Lustigsten einer, soweit die qualdurchtränkte Atmosphäre überhaupt Fröhlichkeit aufkommen ließ. Er hatte sich in den Monaten ein deutsch-französisches Kauderwelsch zugelegt, das uns oft nicht wenig ergötzte.

Sein Steckenpferd war die hohe Politik; wenn er mit seinen Mitgefangenen den Rundkreis des Gartens umhumpelte, scholl seine erregte Stimme weit über den hohen Zaun hinaus, daß die Bauern stehen blieben und erstaunt die fremden wunderlichen Laute vernahmen. Sodann war er ein eifriger Kartenspieler, und wenn das immergleiche unentwegte Häuflein um den riesigen Tisch in der Veranda hockte, so war er unfehlbar am lautesten zu vernehmen: „Unterr, Oberr, König, Daus . . . Mich mogelln, Kamerad!“

Am ausgelassensten war er des Abends, wenn die kühlen Winde durch die offenen Fenster strichen, wenn die Bauernmädchen, vom Felde heimkehrend, singend unten auf der Straße vorbeizogen und der Glutenschimmer die weißen Linnen der Bettreihen purpurn übergoß. Die Erinnerungen einstiger Freiheit schienen seiner Herr zu werden, die Abendwolken trugen ihm den Duft seiner Heimat zu und er erzählte. Mit weitoffenen Augen sah er dabei über uns hinweg, und wenig hat mich im Leben so gerührt, wie der weiche Klang, den er dabei in seine Stimme legte.

„Meine Frankreich . . .“

Sein Bett stand neben dem meinen. Wenn wir in den hellen Sommernächten nicht einschlafen konnten, stützten wir den Kopf auf und plauderten. Seine ewige Frage war die, ob ich noch nichts von seiner Auslieferung gehört hätte. Ich wußte natürlich nicht mehr davon wie er, nämlich, daß er von Monat zu Monat damit getröstet wurde. Dabei wollte er sich nicht zufrieden geben, er quälte sich immer mit der Hoffnung herum und glaubte, daß wir ihm etwas über sein Schicksal verheimlichten.

„Hast du Hungerr, Kamerad, ich 'aben Speck un' Brod, un' Schofo-lade?“

Was ich niemals verneinte.

Wenn ich dann am verzehren war, bog er sich weit zu mir herüber und fragte flehenförmig, wann er nach Hause käme. Seine Frau habe ihm geschrieben, sein Junge, der Charles, wäre zu Meister Kalbert in die Lehre gegangen, und er wäre ein strammer Bursche. Und Margueritte, sein Schäschen, gehe nun schon das zweite Jahr in die Schule. Seine Frau habe ihr ein rosa Kleidchen gekauft, und alle Leute im Hause sagten, sie würde das schönste Mädchen auf der ganzen Straße . . .

Die Tränen liefen ihm in den Bart.

Da mußte ich lügen: Ich wäre durch Zufall beim Stabsarzt im Zimmer gewesen und hätte eine Liste auf dem Schreibtische gesehen; vom Schweizer Austauschkomitee. Und sein Name hätte ganz deutlich zu oberst gestanden. Er brauchte also nur ein wenig Geduld noch zu haben.

Wenn ich das ohne Stöcken vorgebracht hatte, war er zufrieden, und bald löschten seine regelmäßigen Atemzüge alle Strupel in mir aus.

Und eines Tages wurde es wahr. „Nächste Woche gehts nach France, Camille!“ sagte der Stabsarzt während der Visite zu ihm.

Seit der Stunde war kein vernünftiges Wort mehr mit ihm zu reden. Er verschenkte seine Mahlzeiten und die Liebesgaben seiner Kiste und verlor sogar das Interesse am Kartenschlagen. Noch am selben Tage, da er die Freudenbotschaft vernommen, erlitt er einen Nervenanschlag, der viel schwerer war, als die seither gewohnten.

Nachdem er ihn überwunden hatte, schien sich zu seiner freudigen Erregung eine zitternde Angst zu gesellen. Sein Benehmen wurde so auffällig, daß ihm der Arzt Bettruhe verordnete. Camille weinte und bettelte wie ein Kind und beteuerte, er sei ganz gesund.

Mitten in der Nacht faßte ihn ein zweiter Anfall so heftig, daß der Arzt geholt wurde.

Als der Doktor kam, war Camille schon bleich und still.

Abmarschfertig verchnürt stand seine Kiste unter dem Bette.

„Armer Kerl . . .“, sagte der Stabsarzt.

A. Z.